

Die Todesfahrt der Inkomati [Schluss]

Autor(en): **Henking, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **41 (1947)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-925434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Alte zieht die Stiefel wieder an. Mit schweren Schritten wendet er sich zur Tür. Schon drückt er auf die Klinke. Da hält er inne. Mit rührender Zärtlichkeit blickt er zurück auf die Kleine. Er bittet: «Ein Küßlein? Darf ich dir ein Küßlein geben, liebe Kleine?»

Das Mädchen: «O ja! Ihr seid so gut. Ich danke Euch tausendmal. Nun weiß ich, daß das Christkind bei mir gewesen ist.» Der Alte: «Das Christkind bin ich nicht!» Das Mädchen: «Nein, nein! das seh ich wohl. Das Christkind seid Ihr nicht. Aber ich weiß ganz gut, wer Ihr seid.»

Die Kleine versuchte in sein Ohr zu sprechen. Es flüsterte jedoch so leise, daß er kein Wort versteht. Er lächelt gleichwohl. Zärtlich drückt er einen Kuß auf die rosigen Wangen. Und zwei große Tränen rollen über sein runzliges Gesicht.

Ein kalter Windhauch weht durch die Hütte. Schneeflocken wirbeln durch die offene Tür herein. Sie schimmern wie Sterne und erlöschen sofort in der Wärme des Herdes. Die Türe schlägt zu. — Der Ewige Jude wandert weiter durch Nacht und Winter und Wind. —

Der Holzhauer und seine Frau kehren aus der Kirche heim. Sie sind höchst verwundert über den Schatz und fragen: «Ist das Geld vom Himmel gefallen? Ist das Christkind zu uns gekommen? Wir haben zu ihm gebetet.» Das Mädchen aber sagt: «Nein, nicht das Christkind. Der liebe Gott hat es uns gebracht.»

Aus dem Französischen. Frei nach Rudolf Weckerle.

Die Todesfahrt der Inkomati

4. Zerstörer als Retter

(Schluß)

So verschiedenartig die Kleider der Leute, so verschieden ist auch ihre Stimmung. Da liegen auf Feldbetten die Verwundeten. Sie werden vom Schiffsarzt und den Pflegern behandelt und verbunden. Viele liegen ganz erschöpft herum und wollen nur schlafen. Andere haben den erlebten Schrecken noch nicht überwunden. Sie reden nicht und schauen mit weitgeöffneten Augen in die Ferne. Es ist, als ob sie aus einem schrecklichen Traum erwacht seien. Einzelne sehen mißmutig drein. Die meisten aber sind voll Freude über die Rettung. Ihr Herz ist mit Dank erfüllt dafür, daß sie ihr nacktes Leben haben retten dürfen. Den Verlust ihrer Güter können sie leicht verschmerzen.

Da ist eine junge Schweizerin. Sie hat sich kurz vor der Reise mit einem englischen Unteroffizier verheiratet. Nun hat er sechs Wochen Urlaub erhalten. Da haben sie ihre Hochzeitsreise angetreten. In Südafrika wollten sie ruhig noch einige Wochen zusammenleben. Die Frau

hatte im Sinn, nachher dort Arbeit zu suchen und bis nach dem Kriege zu bleiben. Sie hatte alles mitgenommen: ihr Hochzeitskleid und ihre Hochzeitsgeschenke, ihren Schmuck, ihre Kleider und vieles andere. Nun ist alles verloren. Ein Teil ihres Glückes ist zerschmettert. Dazu hat ihr die Seekrankheit auf der langen Fahrt schrecklich zugesetzt. Sie liegt wie gebrochen in ihrer Kabine und will sich noch nicht auf Deck blicken lassen. Noch kann sie sich nicht darüber freuen, daß sie und ihr Mann gerettet worden sind. Dieser aber hat den Mut nicht verloren. Er ist dankbar, daß er sein Schweizer Mädchen noch hat.

Dort hat sich eine Gruppe Schweizer Kaufleute zusammengefunden. Unter ihnen ein Mechaniker und ein Pontonier⁴ aus Schaffhausen. Beide haben sich als wackere Männer gezeigt. Sie haben zusammen eines der Rettungsboote heruntergelassen, die Segel gehißt und das Boot mit allen Insassen zum Zerstörer gebracht. Nun machen sie schon wieder Pläne, wie sie sobald als möglich nach Südafrika kommen könnten. Diesmal im Flugzeug.

Etwas abseits sitzt ein kleiner runder Appenzeller. Er scheint die Sprache verloren zu haben. Ein schwarzer Stoppelbart ist ihm in diesen Tagen gewachsen. In der Eile hat er nichts mitgenommen, weder seinen Paß noch sein Geld. Nun sitzt er da in einem dicken wollenen Sweater, der von Grönland zu kommen scheint. Man könnte wirklich meinen, einen Eskimo vor sich zu haben. Ich frage ihn: «Wollen Sie nicht auch wieder nach dem Süden reisen, wie ihre Kollegen?» Er stößt hervor: «Ich will nur eines, das Meer sobald als möglich nicht mehr sehen. Wenn ich sicher an Land komme, werde ich sofort an meinen Arbeitsplatz in Kumase⁵ zurückfahren.» Er hat Wort gehalten. Es ist ihm erst wieder behaglich geworden, als ihn der Zug von der Küste weg ins Waldinnere geführt hat. Er ist aber später mit dem Flugzeug doch noch nach Südafrika gefahren.

Nur wenige Schiffsstühle sind vorhanden. Die meisten Passagiere müssen sich irgendwo auf Bänken oder auf dem Boden niederlassen. Nach Sonnenuntergang werden wir wieder gruppenweise in den Speisesaal gebeten. Wir erhalten ein gutes, sehr schmackhaftes Essen. Wie ich wieder auf Deck komme, ist es schon stockdunkel. Der Mond ist noch nicht aufgegangen. Ich versuche, zu meiner Frau zu gelangen, die irgendwo auf einem Liegestuhl ruht. Da trete ich einem auf die Zehen,

⁴ Pontoniere sind Schiffbrückenbauer. Sie verstehen gut mit kleinen Booten zu fahren.

⁵ Kumase ist eine Stadt von der Größe Schaffhausens im Innern des englischen Goldküstegebietes.

einem andern auf die Hände, dem dritten auf den Bauch. Ueber den vierten stolpere ich.

Nun suche ich kriechend weiterzukommen. Ueberall liegen Leute herum. Zu sehen ist nichts. Nur durch Tasten kann man sich zurechtfinden. Ich klettere über den einen und suche den andern zu umgehen. Immer wieder lange ich einem ins Gesicht. Andern gebe ich einen Puff, damit sie auf die Seite rücken. Ich muß doch auch einen Platz haben. Denn schichtenweise können wir nicht aufeinanderliegen. «Hallo!» schreit der eine, «au!» der andere, «wer ist das?» der dritte. Schließlich gelange ich zu einem Haufen Schiffstau. Der ist noch von niemandem besetzt. Weich sitzt man da allerdings nicht. Bald tut mir das Sitzen weh. Ich versuche, zu liegen. Da liegt schon einer hinter mir. So suche ich mich an die Marter des Sitzens auf harten Schiffstauen zu gewöhnen. Sollte diese Nacht noch schlimmer werden als die vergangenen im Rettungsboot?

Da versammeln sich die Matrosen auf einem kleinen Oberdeck zu einem Konzert. Sie singen ein Lied nach dem andern in die finstere Nacht hinaus. Der musikalische Genuß ist zwar nicht gerade groß. Die Stimmen dieser jungen Leute sind durch den strengen Dienst bei jedem Wetter rauh geworden. Aber ihr Eifer ist lobenswert. Sie möchten uns unterhalten und aufmuntern. Ihre Ausdauer im Singen ist erstaunlich groß. Wenn nur die Tauen nicht so hart wären! Ein Plätzchen, wo ich liegen und schlafen könnte, wäre mir lieber als dieses Konzert.

Nach dem Konzert machen sie in den untern Räumen Platz für eine Anzahl Frauen. Nun kann ich den Stuhl meiner Frau benützen und meine Beine auf einer Kiste ausstrecken. Wie wohl das tut! Es wird stiller auf Deck. Ich könnte ruhig schlafen, wenn der scharfe Wind nicht wäre. Der Zerstörer fährt mit großer Geschwindigkeit. Etwas Aehnliches habe ich noch nie erlebt. Das ist eigentlich kein Fahren mehr, sondern ein Fliegen durchs Wasser.

Der scharfe Wind geht mir durch Mark und Bein. In dieser Nacht habe ich gefroren, wie noch nie in den Tropen. Doch unsere Matrosen denken an alles. Wieder öffnen sie die Luke und steigen im Finstern in den Bauch des Zerstörers hinab. Diesmal bringen sie schöne weiße Wolldecken herauf. Jeder auf Deck bekommt eine. Wie wohl das tut, sich ganz bis an den Kopf einzuwickeln! Nun kann ich noch einige Stunden schlafen.

Am Morgen nähern wir uns Takoradi. Man gibt uns eine Tasse heißen Kaffee, um uns zu wärmen. Wir fühlen uns verpflichtet, unsern Rettern durch eine Gabe zu danken. Ein Passagier geht umher, um milde Gaben zu sammeln. Manche haben all ihre Habe auf der Inkomati gelassen

und können nichts geben. Andere haben wenigstens ihr Geld oder einen Teil davon gerettet. Sie helfen gern, der Besatzung des Dampfers und der Mannschaft des Zerstörers ein Geschenk zu machen. Die Sammlung ergibt etwa hundert Pfund (rund 2500 Franken).

Gegen neun Uhr legen wir in Takoradi an. Wir geben die geliehenen Kleidungsstücke zurück. Einzelne allerdings benötigen sie noch zum Aussteigen. Sie werden das Gebrauchte später zurücksenden. Nun gilt es, Abschied zu nehmen. Die schöne, große Hilfe, die wir auf dem Zerstörer haben erfahren dürfen, hat einen großen Eindruck auf mich gemacht.

Auch dieses Schiff hat keinen Namen. Und es ist mir nicht gelungen, ihn nachträglich ausfindig zu machen. In meiner Erinnerung lebt es nicht als «Zerstörer», sondern als «Erhalter». Und ich hätte es gern auf diesen Namen getauft. Später habe ich gehört, daß es selbst versenkt worden sei. Stimmt das Gerücht, dann haben viele seiner Besatzung ihr Leben dabei verloren. Und sie, die so vielen geholfen haben, sind selbst Opfer ihrer Hilfsbereitschaft geworden. Doch hoffe ich, daß das Gerücht nicht wahr sei. Die braven Jungen sind so frisch und hilfsbereit gewesen! Und sie haben nicht nur zerstören, sondern auch retten dürfen. Darum wünsche ich, daß sie jetzt alle mit Vergnügen ihrer schönen Aufgabe erinnern.

Die Nachricht von der Versenkung der Inkomati verbreitete sich rasch an der ganzen Westküste Afrikas. Die Schiffbrüchigen erfuhren viel Teilnahme und Hilfe. Bei Bekannten und allerlei Menschenfreunden fanden sie liebevolle Aufnahme. Man stattete sie mit Kleidern aus und legte Geld zusammen. Und so konnten sie sich wieder das Nötigste anschaffen.

Auch die englische Regierung half. Sie erlaubte den Schiffbrüchigen, freie Plätze auf den Militärflugzeugen zu benützen und nach dem Süden zu fahren. Und so kamen die Passagiere schließlich doch noch an ihr Ziel.

Siehe «Die Todesfahrt der Inkomati» von Hermann Henking.

Wunschzettel eines Negers

Mianza, 7. Oktober 1946.

Brief an meinen Herrn, Herrn Max Hepp. Herzlichen Gruß an Dich. Herr, vielen Dank für den Brief, den Du mir geschickt hast und in dem Du fragst, wie es bei uns gehe. Und Dank tausendmal für die Nachrichten, die Du mir aus dem Lande der Weißen gesandt hast. Mein Herr, uns allen zusammen und den Europäern auf Bohenda und den